

Reportagen ohne Grenzen

Polnische Reportagenschreiber im buch|bund

Die polnische Schule der Reportage ist ein in Deutschland immer noch weitgehend unbekannter Begriff. Bekannt sind die Namen Ryszard Kapuściński – eines der meistübersetzten polnischen Autoren – und Hanna Krall, die jedoch in Polen selbst schon zu den Klassikern dieser literarischen Gattung zählen.

Die heutigen Vertreter der polnischen Reportageschule gehören somit schon zur zweiten Generation. Sie wandeln zwar auf Kralls und Kapuściński's Spuren, dennoch sind die von ihnen vorgestellten Themen und die literarischen Formen, derer sie sich bedienen, einzigartig und modern. Sie beschäftigen sich mit den aktuellen gesellschaftlich-politischen Geschehnissen sowohl im eigenen Land als auch auf der ganzen Welt – sie schreiben Reportagen ohne Grenzen.

Wir möchten ausgewählten deutschen Verlagen und der deutschen Leserschaft eine Auswahl bekannter polnischer Reportagenschreiber vorstellen. Im Laufe des Jahres 2013 präsentieren wir in insgesamt zehn ausführlichen Gesprächen einen Autor und dessen neuestes Buch. Zusätzlich zum Autorengespräch werden dabei ausgewählte Textstellen aus dem Buch in deutscher Übersetzung vorgetragen.

Lisa Palmes, Marcin Piekoszewski

Die deutsch-polnische Buchhandlung buch|bund in Berlin wurde im November 2011 eröffnet und ist bald zu einem der wichtigsten Treffpunkte der Berliner deutsch-polnischen Szene geworden. In ihren Regalen findet sich eine sorgsam zusammengestellte Auswahl aktueller polnischer Literatur nebst der jeweiligen deutschen Übersetzung. Zum Rahmenprogramm zählen Polnischkurse, ein Buchclub, ein Literatur-Diskussionskurs. Ähnlich ausgesucht und zugleich breit gefächert ist das kulturelle Programm. Zahlreiche Autorengespräche und Lesungen fanden hier bereits statt.

Marcin Piekoszewski studierte Anglistik in Krakau. Er ist Übersetzer aus dem Englischen und ins Englische. Er hat als journalistischer Mitarbeiter für verschiedene Zeitungen in Polen gearbeitet. 2011 gründete er die deutsch-polnische Buchhandlung buch|bund in Berlin.

Lisa Palmes studierte Polonistik und Germanistische Linguistik in Berlin und Warschau. In den Jahren 2004-2006 gründete und leitete sie eine Versandbuchhandlung polnischer Bücher. Seit 2008 ist sie hauptberuflich als Literarische Übersetzerin für Polnisch tätig, wobei sie sich besonders für die Gattung der Reportage einsetzt.



Gespräch Nr.

10

Jacek Hugo-Bader

Dzienniki kołymskie

[Kolyma-Tagebuch]

Moderation: Joanna Czudec

Freitag, 13. Dezember 2013, 19:00 Uhr
buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Ich fahre die Kolyma-Trasse, um zu sehen, wie es sich an einem solchen Ort, auf einem solchen Friedhof lebt. Dem längsten aller Friedhöfe. Kann man hier lieben, lachen, vor Freude schreien? Und wie weint man hier, zeugt Kinder und zieht sie groß, verdient Geld, trinkt Wodka, stirbt? Davon will ich schreiben. Und darüber, was die Leute hier essen, wie sie Gold waschen, Brot backen, beten, heilen, träumen, kämpfen, sich eins aufs Maul geben...

Als ich lande, lese ich auf dem Flughafen bei Magadan auf einem großen Schild die Aufschrift: WILLKOMMEN IN KOLYMA – DEM GOLDENEN HERZEN RUSSLANDS“.

Der Autor:

Jacek Hugo-Bader (geb. 1957) — Reporter bei der "Gazeta Wyborcza" mit einer großen Begeisterung für Russland und die Länder der ehemaligen Sowjetunion, wo er insgesamt fast vier Jahre verlebte. Mit dem Fahrrad bereiste er ganz Zentralasien, die Wüste Gobi, China und Tibet, und den Baikalsee überquerte er mit dem Kajak. Im Winter 2007 unternahm er im Alleingang eine Autoreise von Moskau bis Wladiwostok, die er in seiner Reportagensammlung *Biała gorączka* [Weißes Fieber; ausgezeichnet mit dem Arkady-Fiedler-Preis für Reiseliteratur 2010] beschreibt. Im Jahr 2011 erschienen die *Dzienniki kołymskie*, Ergebnis einer – ebenfalls im Alleingang unternommenen – Reise entlang der Kolyma-Trasse.

Sein Buch *W rajskiej dolinie wśród zielska* [Im paradisischen Tal inmitten von Unkraut] wurde für den NIKE-Literaturpreis nominiert. Jacek Hugo-Bader erhielt zwei Mal den Journalistenpreis Grand Press (1999, 2003) und den Hauptpreis der polnischen Journalistenvereinigung.

(Quelle: www.czarne.com.pl)

Jacek Hugo-Bader

Dzienniki kołymskie

[Kolyma-Tagebuch]

Czarne-Verlag, Wołowiec 2011

www.czarne.com.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Benjamin Voelkel

Schamanin Dora – anstelle eines Vorworts

Mit einem endlos langen Grunzen zieht sie die Rotze in den Rachen. Was wird sie jetzt tun, frage ich mich. Spuckt sie in den Aschenbecher, in den Blumentopf vom Gummibaum, in den Mülleimer? Oder schluckt sie alles runter?

Edij Dora steht auf und sieht sich um. Sie gibt uns Zeichen (die Geister erlauben Dora nur Jakutisch zu sprechen), also reicht ihr unsere Übersetzerin hilfsbereit ein Blatt Papier. Die Lehrerin rollt ein Tütchen und spuckt einen großen, grünen Schleimklumpen hinein, der lange wie ein heißer Zapfen an ihren Lippen hängt.

Das ist eine gute Gelegenheit, um mich zu erklären. Was die Struktur und den Umschlag dieses Buches betrifft. Drei Teile, dunkelgrüne Farbe, goldene Buchstaben ... All das hat Edij Dora schon vor einem Jahr im Geiste gesehen.

Ihrem Personalausweis zufolge heißt sie Fedora Innokentewna Kabjakowa. Edij bedeutet Schamanin, Lehrerin, Heilerin – und wörtlich „Ältere Schwester“. Schon mit 20 Jahren wurde sie in Jakutien so genannt. Es ist ein sehr

ehrevoller, fast religiöser Titel, der einem Menschen vom Volk verliehen wird.

Ich schreibe erst das fünfte Kapitel dieses Buches, aber die Sache mit dem Grün und Gold habe ich schon mit dem Verlag abgesprochen. Sie rümpften ein wenig die Nase, weil es wie der Koran aussehe, aber sie ließen sich überzeugen. Davon, dass Edij Dora es besser weiß. Sie weiß alles. Selbst wie und wann ich sterbe, was für ein Baum vor meinem Haus wächst, was ich denke und wann das Buch fertig sein soll. Genau zwölf Monate nach unserem Treffen, also im Dezember 2011. Und wenn ich beim Schreiben nicht vorankomme, soll ich aus dem Haus gehen und meinen Baum füttern. Ihr Geist werde in ihm sein. Oder noch besser zu Mütterchen Fluss fahren, das durch meine Stadt fließt, und es auch füttern. Ein Stückchen Brot, Fleisch, ein wenig Butter und Milch als Opfergabe am Ufer zurückgelassen, und die Arbeit wird mir leicht von der Hand gehen.

„Aber ich rate Euch, so einfach wie möglich zu schreiben“, sagt Dora. „Über mich auch. Und nicht viel. Weil Ihr nicht viel versteht.“

Nach einer Stunde ist das Tütchen der

Lehrerin gefüllt mit Grün.

„Ich weiß, dass Ihr Euch die ganze Zeit fragt, ob ich krank bin“, liest Dora meine Gedanken. „Das, was ich in der Hand halte, habe ich aus dir herausgeholt. Das sind die schlimmen Erlebnisse auf deiner Reise, von der du gerade zurückkehrst, die schlechten Erinnerungen, die bösen Menschen, die Erschöpfung, die Krankheiten, der Wodka, die Angst, die Müdigkeit ... Ich habe dich gereinigt. Und alle Menschen, die dein Buch lesen und denen es kein Vergnügen bereitet. Sieh nur, wie viel davon zusammengekommen ist.“

Teil I

Das Schweigesyndrom

*Sichel und Hammer, Hammer und Sichel,
Das Wappen unserer Sowjetunion.
Wer mag, der schmiede, wer mag, der sichel',
Sowieso gibt's keinen Lohn.*

„Hattest du Angst?“, frage ich.

„Ganz und gar nicht. Ich sterbe doch.“

Ich breche in Gelächter aus wie ein Idiot, aber er nimmt es mir nicht übel, weil viele Menschen so auf Stress reagieren. Auch bei mir ist das manchmal so. Zu meiner Entschuldigung füge ich hinzu, dass mir gerade ein alter tschechischer oder polnischer Witz über Pepík Vondráček eingefallen ist, der, wenn von den Kommunisten die Rede war, zu sagen pflegte: „Ich fürchte mich nicht, ich habe Krebs.“

Iwan Iwanowitsch ist schwer herzkrank und hat eine Frist, das heißt nur noch ein paar Wochen, vielleicht auch Monate zu leben. Das sagen die Ärzte. Er stirbt, also hatte er als Einziger keine Angst und hat sich – genau wie ich – nicht volllaufen lassen wie alle anderen Mitreisenden. Ich wusste nicht, dass ich es hätte tun sollen, dass die sieben schrecklichsten Minuten meines Lebens vor mir lagen, dass ich größere Angst haben würde als an jenem Tag, als die Russen während des ersten Tschetschenienkrieges die Stadt Schali eroberten und es mir nicht gelungen war, mit den Zivilisten zu abzuhaufen.

Woher ich weiß, dass es nur sieben Minuten waren? Weil ich das Diktiergerät einschaltete, als ich auf unser winziges Bötchen stieg. Es misst die Länge der Aufnahme. Ich habe es am anderen Ufer ausgeschaltet. Jetzt höre ich, dass alle wie gebannt schwiegen, als die in der Strömung treibenden Eisbrocken mit durchdringendem Knirschen gegen die metallene Bordwand stießen, der Motor wie verrückt auf Hochtouren heulte, und ich wie irre lachte.

Das war unsere Überfahrt über den gewaltigen sibirischen Fluss Aldan in den letzten Oktobertagen des Jahres 2010.

Aber warum erzähle ich davon? Nun ja, deshalb, weil es mir scheint, dass man Krebs haben, schwer herzkrank oder krank im Kopf sein muss, um hier zu leben. Man muss wirklich nichts zu verlieren oder keinen anderen Ausweg haben, wenn man sich am Pol der Grausamkeit niederlässt. So reden und schreiben die Menschen über die Kolyma. Ein andermal sprechen sie vom größten Albtraum des 20. Jahrhunderts, der verfluchten, schrecklichsten oder fernsten Insel des Archipel Gulag, seinem harschen Pol, dem russischen Golgota, einem

weißen Krematorium, der arktischen Hölle, einem eisigen Konzentrationslager ohne Öfen oder auch, mit Verlaub, einer riesigen Fleisch und Knochen zermalmenden Maschine.

Wisst ihr, dass Menschenfleisch genauso schmecken soll wie das von Rentieren – sehr zart, mager und leicht süßlich? Keine Ahnung, woher die Einheimischen das wissen. Ich vermute, dass diese Meinung von Generation zu Generation überliefert wird. Es heißt, die Hälfte der derzeitigen Einwohner an der Kolyma seien Nachfahren der *seki*, ehemaliger Lagerinsassen. Die zweite oder dritte Generation. *Sek* (in sowjetischen Dokumenten *s/k* geschrieben) ist eine Kurzform von *sakljutschjonnyj* und bedeutet ganz einfach Häftling. Wenn jemand aus dem Lager floh, nahm er manchmal einen Schwächeren in die Taiga mit. Das war eine „Flucht mit Butterbrot“ oder „mit Kuh“, die ganz von selbst demjenigen folgte, der sie schließlich aß.

Aber um auf das Fleisch zurückzukommen: Bestimmt sind die hiesigen Bären wegen dieser Geschmacksähnlichkeit so höllisch gefährlich. Rentiere sind Leckerbissen für sie, und ein

Mensch ist in ihren Augen ein Rentier, das nicht schnell laufen kann, ein Opfer ohne Geweih, ein gewöhnlicher Tölpel und eine leichte Beute. So ein Mischka kostet nur einmal einen Menschen und kommt auf den Geschmack. Danach wird er nicht mehr in den Bergen Rentiere und Elche jagen, Heidelbeeren, Preiselbeeren und Vogelbeeren sammeln, nach Pilzen suchen und auf Müllhaufen stöbern. Er wird sich an die Kolyma-Trasse, die menschlichen Siedlungen, die Lagerplätze der Goldsucher halten.

Wie viele Geschichten ich darüber schon gehört habe! Beispielsweise die von dem Bergmann aus Susuman, der auf der Straße stand, weil er einen Platten hatte, und sich im Auto einschloss, als er den Bären sah. Wie von Sinnen riss das Tier das Blechdach auf und zog sein Opfer heraus wie Schweinefleisch aus der Dose. Solche Bären nennen sie hier *schatun*. Auf Russisch bedeutet das „Herumtreiber“, aber an der Kolyma ist das Wort durchgedrehten, menschenfressenden Bären vorbehalten.

Im zurückliegenden Jahrzehnt gab es am meisten Wirbel um einen *schatun*, der viele Jahre an der Kolyma-Trasse im Werchojansker

Gebirge sein Unwesen trieb. Ein Männchen, groß wie ein Panzer, ein wahres Ungeheuer, eine lebendige Maschine. Er machte etwas her, denn er trug eine Stahlschlinge um den Hals.

An der Kolyma werden den Bären Fallen gestellt, und dieser war vor Jahren in eine getappt. Die Jäger kamen ein paar Tage später. Es waren ein Vater und seine zwei Söhne. Der Bär hing an der Schlinge in einer riesigen Grube, die er mit seinen Krallen geschartt hatte, während er verzweifelt um die Freiheit kämpfte. Er lebte noch. Die Jäger setzten sich und steckten sich eine an. Vergnügt beobachteten sie das von Krämpfen geschüttelte Tier. Sie ergötzen sich an seiner Qual. Dann entfachten sie ein Lagerfeuer, setzten in einem Kessel Teewasser auf, aßen getrockneten Fisch. Schließlich sagte der Alte seinen Söhnen, sie sollten ihm den Karabiner geben.

Aus wenigen Metern zielte er auf das Genick des Riesen und schoss.

Er traf die Stahlschlinge, mit der das Tier an den Baum gekettet war. Der Bär zerfetzte ihn, dann stürzte er sich auf den Sohn, der dem Vater den Karabiner gereicht hatte. So wurde er

zum *schatun*. Dem zweiten Jungen gelang die Flucht.

Viele Jahre jagte der *schatun* von Werchojansk Menschen, und die Menschen jagten ihn. Sogar mit Hilfe von Hubschraubern.

„Ich habe ihn bei Rutschaj Schamana getroffen“, berichtet Jura. „Ich steige aus dem Führerhaus, um an einer Quelle Wasser für Tee zu holen, aber vorher kletterte ich noch kurz auf den Tank, um vor der Nacht zu überprüfen, ob die Abdeckungen gut verschlossen sind. Ich will schon runterspringen, als ich im letzten Moment sehe, dass er dort unten auf mich wartet. Er war plötzlich und lautlos wie ein Geist aufgetaucht. Ich habe ihn sofort erkannt.“

Ich fahre in Juras Kamaz-Tankwagen von Ust-Nera nach Chandyga. Das ist der schwierigste, abgeschiedenste, am wenigsten befahrene Abschnitt der Kolyma-Trasse. Mein Fahrer hält wie immer über Nacht bei Rutschaj Schamana bei Kilometer 1459 der Trasse im Werchojansker Gebirge.

„Es war Ende April“, erzählt Jura weiter und gießt Wodka in die Becher, „nachts sinkt die Temperatur bis zu minus fünfzehn Grad, und ich

hatte nichts als einen leichten Pullover an, ohne Handschuhe und Mütze, ich bin ja nur kurz rausgesprungen, um Wasser zu holen. Ich gehe auf das Führerhaus hinüber und versuche, vom Dach aus an den Türgriff zu kommen, um von oben hineinzuschlüpfen, aber er wartet bloß darauf, stellt sich auf die Hinterpfoten und versucht, mich zu erwischen. Er ist riesengroß, ohne Mühe reicht er an den Rand des Daches. Er weiß genau, dass ich früher oder später herunterkommen muss.“

Jura findet in der Hosentasche ein Feuerzeug, er zündet die Plastikflasche für das Wasser an, aber der Bär fürchtet sich nicht einmal vor Feuer. Ein wahrer Teufel, kein Tier! Er ist gerade erst aus dem Winterschlaf erwacht, ist also verdammt hungrig. Die ganze Nacht kreist er um den Lkw und wartet darauf, dass der Mensch erfriert und ihm in die Tatzen fällt. Er hat Zeit, denn auf diesem Straßenabschnitt kommen täglich höchstens ein paar Autos vorbei, und ganz sicher nicht in der Nacht.

Zehn Stunden lang springt Jura auf dem Dach seines Kamaz herum, macht Kniebeugen, Liegestütze, Schattenboxen, doch schließlich hat

er keine Kraft mehr und schläft in der Kälte ein. Vor dem Tod rettet ihn das durchdringende Dröhnen einer Hupe. Er sieht einen mächtigen KRAZ-Lastwagen, dessen Fahrer versucht, den Bären zu überfahren, aber das Raubtier ist gewandter. Es weicht geschickt der Stoßstange aus, also stellt der Retter die Autos längs nebeneinander und Jura schlüpft über das andere Dach in sein warmes Führerhaus. Das Auto stand die ganze Nacht mit laufendem Motor.

„Aber die Hände sind mir erfroren“, sagt er und gibt mir die leere Flasche. „Bei Frost tun sie mir immer weh.“

„Wenn du denkst, dass ich Wasser holen gehe, dann irrst du dich.“

„Ach komm! Vor zwei Jahren haben sie ihn angeblich abgeschossen. Er soll dreizehn Menschen auf dem Gewissen gehabt haben.“

(S. 9-16)

~ ~ ~

Tschekist Dima – das Mysterium der Kolyma

Komm.“ Dima geht gleich zum „Du“ über, obwohl er 17 Jahre jünger ist als ich. „Ich habe ein Gewehr für Dich.“

„Auf was soll ich schießen?“, frage ich.

„Auf alles, was läuft und fliegt.“

„Ich will nicht“, sage ich und sehe mich nach einer Bierdose um.

Ich finde problemlos eine. Es gibt Dutzende. Außerdem Konservendosen, Wodkaflaschen, Gurkengläser, Fischköpfe, Innereien, vermoderte Taue, Netze, Krabbenschalen, Menschenscheiße, Möwen und Enten in unterschiedlichem Verwesungsstadium – ein entsetzliches, von Meer und Menschen geschaffenes Chaos.

Ich schieße daneben. Dima schießt, und der nächste riesige Vogel fällt auf den Strand. Die Möwe ist grau, das heißt, sie ist noch jung, aus diesem Jahr.

„Tut es dir nicht leid um sie?“, frage ich.

„Das ist ihr Schicksal“, er verzieht den Mund.

Manche Enten sind kochfertig – ausgenommen und ohne Federn. Die Menschen der Kolyma rupfen Geflügel nicht, sondern ziehen ihm sehr

geschickt die Haut ab. Ein paar Schnitte, ein Ruck, und die Arbeit ist getan. Dafür reicht die Energie meiner Gastgeber. Die kahlen Vogelmumien trocknen seit vielen Tagen an der Sonne vor sich hin, und die Menschen feiern.

Dima ist wie ich hier zu Gast, aber er ist es, der die ganze Baracke des Fischereinspektors ausfüllt. Er spricht am lautesten, flucht am heftigsten, rülpst am meisten. Alles an ihm ist abstoßender, widerlicher, abscheulicher. Groß, dick, verkatert. Zum Bedauern von Kolja Demtschenka, dem Fischereinspektor, verbringt er seinen Urlaub in dessen Baracke, erteilt Befehle, lässt sich verpflegen, Wodka holen und spricht alle gänzlich unrußisch mit „Du“ an, obwohl er der Jüngste ist.

Er ist 36 Jahre alt und hat den Rang eines Oberst des FSB, des russischen Geheimdienstes. Wir lernen uns gerade erst kennen, da ruft er auf der Arbeit an und fragt, ob derzeit ein ausländischer Journalist in Magadan ist. Sie melden sich fünf Minuten später zurück. Es ist ein Pole da, er wohnt im Hotel Zentral. Dima lässt das Hotel benachrichtigen, dass der Pole heute Abend nicht mehr erscheint.

Wir feiern also das Ende der Lachsfang-Saison. Mit von der Partie sind Dimas Fahrer, wegen seiner Anmut „Frosch“ genannt, und der Gehilfe des Inspektors, Wanja Katlar. Als wir schon ordentlich einen in der Krone haben, kommt es zu dem ungewöhnlichsten Spiel der Welt, einem wahrhaftigen, ans Phantastische grenzenden Mysterium.

Der Oberst des russischen Geheimdienstes setzt sich zum Kartenspiel. Sein Gegner ist eine kriminelle „Autorität“, ein zehn Jahre älterer Prinz der *blatniki*, Aristokrat der *urki* und *ugolowniki*, ein *krutoj* Baron, eiskalter Wiederholungstäter und mit allen Wassern gewaschener Knastbruder. (Alle unverständlichen, in den vorhergehenden Satz eingeflochtenen Worte stehen im russischen Gaunerjargon, der *fenja* oder *fenka*, für Kriminelle.) Kurz gesagt: Dima und Wanja dreschen einen *kosjol*, einen „Ziegenbock“. Sie spielen dieses schrecklich simple Kartenspiel mit 24 Karten, der Einsatz beträgt tausend Rubel (24 Euro) pro Runde.

Mit einem Mal hört für die beiden die ganze Welt auf zu existieren. Sie sind nur noch

füreinander da, sprechen nur noch miteinander, gießen nur noch sich Wodka ein, prosteten sich zu. Sie verfallen Spiel und Suff, der reinste Amok. Und sie werfen dabei mit *mat* nur so um sich, das heißt, sie fluchen so ungeheuerlich, als würde es bei dem Spiel nur darum gehen – wie bei einem Wettbewerb im Erfinden von, so sagt man in Russland, vielstöckigen Flüchen. Sie beschimpfen sich, quälen und verhöhnen den Gegner gnadenlos und triumphieren bei jedem Gewinn wie kleine Jungs, aber darin liegt keine persönliche Beleidigung. Im Gegenteil. Verachtung? Von wegen! Sie verachten die Idioten. Mich, „Frosch“, Kolja – den ganzen Rest der Welt. Nur die *blatniki* und der Geheimdienst sind keine Idioten.

Ich sehe, wie vor meinen Augen eine Sympathie zwischen den beiden entsteht, ein unsichtbares Band, ja Achtung oder Respekt, obwohl sie zwei getrennten Welten angehören, die theoretisch verfeindet sind, sich bekämpfen. Zwei Giganten an einem Ort, sie haben sich gewittert und gefunden.

In der Baracke am Ochotskischen Meer erwacht das alte, stalinistische Bündnis der

blatniki, also der Berufsverbrecher, mit dem Geheimdienst, dem gesamten Repressionsapparat wieder zum Leben. Wer sind denn sonst diese Schurken, diese Kriminellen, Banditen? Sie gehören doch zu uns – sind das Salz der Erde, Proletarier, nur dass sie gestrauchelt sind, im Leben keinen Erfolg hatten. Die *blatniki* wurden nicht am härtesten verurteilt, sie bekamen keine 25 Jahre, keine Todesstrafe, nicht einmal für Mord. Diese Urteile waren den Politischen vorbehalten. Und in den Lagern mussten Kriminelle auch als Einzige nicht arbeiten.

Es war ein schreckliches Bündnis. Geschlossen wurde es in den dreißiger Jahren, um die Volksfeinde, die Intelligenzler, die Gegner der Sowjetherrschaft, alle politischen Häftlinge in den Lagern und Gefängnissen des gesamten Archipel Gulag zu schinden. Warlam Schalamow und Alexander Solschenizyn, die den Gulag durchgemacht haben, beschreiben die Kriminellen in ihren Erzählungen als den größten Albtraum, der die politischen Mithäftlinge verfolgte. Sie schlugen, mordeten, vergewaltigten, stahlen Essen und Kleidung.

Und unsere Karten spielenden Verbündeten

sitzen schon sechs Stunden lang. Das Tischchen verlassen sie nur, wenn sie pinkeln müssen. Sie machen einen Schritt vor die Tür und pissen.

Wanja hat Glück im Spiel. Er gewinnt 27.000 Rubel. Sie haben einen Liter Wodka getrunken und vergessen sogar zu essen, nehmen nur noch hier und da einen Bissen zum Wodka. Das Tischchen ist ein Abbild der gesamten Umgebung *en miniature*. Es ist zwar eine Zeitung als Tischdecke darüber gebreitet, aber der Dreck auf dieser Zeitung ist unglaublich. Gräten, Krümel, Zettel, von Kippen angeschmorte Plastikbecher, zerbrochene Schnapsgläser, Wurst-, Tomatenstücke und Kaviar liegen lose herum, und sie angeln sich das mit den Fingern und stopfen es in den Mund. Es ist gerade genug Platz für die Karten. Man sollte meinen, Wanja wäre hier der Handlanger, aber Inspektor Kolja bedient alle, serviert das Fischgericht *Ucha*, macht belegte Brote. Als sie ihn wieder Wodka holen schicken, gehe ich mit ihm.

Wanja blatnik – die Meteoritenmillion

"Wo hast du diesen Wanja aufgetrieben?", frage

ich auf dem Weg. (Es ist sehr eigenartig, weil blatniki nie arbeiten. Die Verbrecherehre erlaubt es nicht.)

„Er ist von selbst gekommen“, sagt Kolja. „Aber das ist ein Segen, weil sie mir hier alles gestohlen haben. Den 6-kW-Yamaha-Generator, Netze, die Schaufel, zwei Eimer ... Selbst das Holz, das ich zum Anfeuern gehackt habe. Aber seit Wanja gekommen ist, kann ich den Benzinkanister draußen stehen lassen, und niemand klaut ihn. Ich kann das Beil einfach liegenlassen, und niemand rührt es an. Alle in der Gegend fürchten sich vor ihm. Er hat verkündet, dass er den Schuldigen den Kopf abreißt, wenn was verschwindet. Aber erzähl ihm nicht, dass ich dir das gesagt habe: Er ist eine Au-to-ri-tät.“

„O Mann! Das ist der zweithöchste Rang in der Verbrecherhierarchie, gleich nach den ‚Dieben im Gesetz‘.“

„Mhm“, Kolja senkt die Stimme. „Seine *klikucha*, sein Spitzname, ist ‚Marcela‘, er ist der Neffe von ‚Dzhem‘ aus Komsomolsk, der im Osten Russlands regiert hat, bis er in Moskau erschossen wurde. Es war einer der mächtigsten

Banditen im ganzen Land. Und mein Wanja hat vor nichts Angst. Er pfeift auf alles. Gestern ist die Miliz gekommen und wollte hier in ihrer Freizeit Wodka trinken, weil Samstag war, und er hat sie verjagt! Kannst du dir das vorstellen?! Er hat die Milizionäre fortgejagt!“

„Warum fortgejagt?“, erkundige ich mich.

„Weil das hier eine Dienststelle ist, ein Amt. Für den Fischfang, nicht für Picknicks. Und wie er sich mit Menschen auskennt! Er durchschaut alle. Kaum ist jemand zur Tür rein, und er weiß alles über ihn. Über dich weiß er auch schon alles, und über mich. Es genügt ihm ein kurzer Blick.“

Bevor wir auf das vom furchtbaren Dima okkupierte Terrain zurückkehren, erzählt mir Kolja, was ihn mit dem Meer verbindet. Im Jahr 1996 ließ er sich auf einem riesigen schwimmenden Fischereistützpunkt mit dem Namen Feliks Kon anwerben, aber einen Tag, bevor sie in See stechen sollten, versank sein Schiff in der Nagajew-Bucht bei der Einfahrt nach Magadan.

„Du wirst nicht glauben, was geschehen ist!“, ruft Kolja.

„Werde ich, werde ich. Ich komme seit 20 Jahren nach Russland und glaube alles.“

„Sie haben es versenkt. Sie haben alle Schotten geöffnet und das Schiff auf den Grund geschickt, damit nicht herauskam, dass jemand 300 Tonnen Masut gestohlen hatte. Blöde 300 Tonnen! Für so ein herrliches Schiff aus der Danziger Werft. Das ist alles das Werk der *blatniki*, die sie damals als Mafia zu bezeichnen begannen. Und in Russland herrschten diese beschissenen Demokraten. Sie sagten, die Freiheit ist da und alles ist erlaubt, da machte die Mafia auch, was sie wollte. Sie schossen, mordeten, versenkten Schiffe, weil sie auf Teufel komm raus Geld brauchten. Alles wurde privatisiert, und sie kauften, was sie konnten.“

Wir kehren mit dem Wodka zu unserem *blatnik* und seinem Spielpartner zurück. Wanja hat 57.000 Rubel (1323 Euro) von Dima gewonnen. Die zehnte Stunde der Partie beginnt – und das grandiose, mysteriöse Spiel Dimas, das den Gegner psychisch brechen soll. Der Oberst will alles auf eine Karte setzen und nur noch einmal um den gesamten Einsatz spielen. Wanja lehnt ab, es ist ihm schade um den

Gewinn, aber sie erhöhen den Einsatz auf 5.000 Rubel (118 Euro) pro Runde. Doch Dima bedrängt ihn weiterhin. Er möchte den Einsatz noch weiter erhöhen. Es sieht aus wie eine Neckerei unter betrunkenen Freunden, aber Wanja verliert die Fassung, beginnt Fehler zu machen, bemerkt die Gaunereien seines Gegners nicht mehr (selbstverständlich schummeln beide). Er verrechnet sich sogar ganz bescheuert zu seinem Nachteil um eine Null (folglich um 10.000). Ich mache schon den Mund auf, um ihn zu verbessern, als ich unter dem Tisch einen ordentlichen Fußtritt von Dima bekomme.

Das Blatt wendet sich eindeutig. Dima geht bis an die Grenze der psychischen Belastbarkeit. Wie im Verhör! Und er verträgt wohl mehr Wodka. Nun bricht er einen Streit darüber vom Zaun, wann die Spielschulden beglichen werden. Dieser Termin ist für jeden Ganoven heilig, das weiß Dima genau. Er sagt, dass er die Kohle in sieben Monaten zahlt.

„Was heißt da sieben?!“, brüllt Wanja. Er bebzt vor Wut. „Bis Montag um zwölf! Spielschulden werden bis zum nächsten Mittag

zurückgezahlt.“

„Ich pfeife auf euer Diebesgesetz“, antwortet Dima. „Sieben Monate, und einen Dreck kannst du mir.“

„Ich lass meine Leute kommen!“

„Die knall ich ab bis zum letzten Mann!“

Sie streiten sich eine gute Stunde, vielleicht auch länger. Ich weiß es nicht, weil ich mich aus dem Staub mache, gegen Morgen nicke ich mit einem großen Löffel Kaviar in der Hand ein. Ich wache auf, als die Spieler über Meteoriten sprechen. Sie leeren gerade den zweiten Liter Wodka.

„Weißt du, was der Seymchan-Meteorit ist?“, spricht mich Wanja an.

„Nie gehört.“

„Da, so ein Brocken“, Wanja zeigt mit den Händen etwas, das so groß ist wie der Kopf eines erwachsenen Mannes. „Der ist vom Himmel gefallen, und jetzt ist er bei mir. Dagegen ist eine Million Dollar gar nichts ...“

„Ach, Scheiße verdammte fick deine Mutter du dreckiges Arschloch!“, so sprechen sie ständig miteinander, aber jetzt klingt das aus Dimas Mund furchtbar bedrohlich. „Das ha-be

ich nicht ge-hört!!!“

Der Geheimdienstoffizier springt auf und ist plötzlich vollkommen nüchtern.

„Und wie willst du ihn, verdammt noch mal, über die Grenze bringen?!“, brüllt er Wanja direkt ins Gesicht. „Du hast das ganz einfach nicht gesagt! Und tu es nie wieder! Ich weiß seit Jahren genau, wo er ist und wer ihn dir gebracht hat! Und, Scheiße, kein Wort mehr darüber in deinem verfuckten Leben.“

Dima putzt Wanja runter wie einen Rotzbengel, also wird auch der plötzlich nüchtern, entschuldigt sich schnell, dann blickt er mir streng in die Augen.

„Das hat hier niemand gesagt“, wiederholt er langsam. „Du hast nichts gehört.“

Ich habe nichts gehört und schlafe wieder ein. Ich träume, dass ich nun verstehe, was Warlam Schalamow meinte, als er die sowjetische Justiz ein organisiertes Durcheinander nannte. Ich erwache, als die Sonne hoch steht. Das Spiel dauert schon 18 Stunden.

Als ich die Baracke verlasse, ist Wanjas Gewinn auf 7.000 Rubel zusammengeschrumpft.

Ich gehe auf die Straße und trampe nach Magadan.

Das Unglück dieses Landes besteht darin, dass hier alles fiktiv ist. Der Staat vereinbart mit den Bürgern, dass man nicht betrunken Auto fahren darf, aber alle tun es. Dass man Sicherheitsgurte anlegen muss, aber alle, einschließlich des Präsidenten und Ministerpräsidenten, tun es demonstrativ nicht. Man muss für das Fischen bezahlen, aber auch das tut niemand, weil die Gebühr in den Taschen der Korrupten landet. Der Staat vereinbart mit den Bürgern, dass Kaviarhandel verboten ist, aber wer kann, handelt mit Kaviar; dass Wildern verboten ist, aber alle wildern ...

Es gilt als vereinbart, dass die Behörden, die Sicherheitsorgane, Verbrecher jagen. Aber weit gefehlt! Die Behörden wissen seit Langem, wo der kostbare Meteorit abgeblieben ist, und tun bestimmt nur so, als würden sie ihn suchen. Warum? Ich kann es mir denken. Was für einen Gewinn hätte Dima davon, wenn der Meteorit ins Museum zurückkehrte? Oder wenn er ihn Wanja abnähme? Er selbst könnte ihn ohnehin

nicht an den Mann bringen – wie auch, wo, an wen? Außerdem ist das sehr gefährlich. Die Verbrecherwelt findet aber einen Käufer. Wenn es Wanja gelungen ist, den Meteoriten zu verkaufen, wird Dima das Seine einfordern. Seine Million Dollar.

(S. 32-37)

~~~

Übersetzungsanfragen:

Benjamin Voelkel  
voelkel@voelkel.ch

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska  
debowska@polishrights.com

Gespräch mit Jacek Hugo-Bader  
Moderation: Joanna Czudec  
Freitag, 13. Dezember 2013, 19:00 Uhr  
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung  
Sanderstraße 8, 12047 Berlin  
www.buchbund.de  
Tel: (030) 61671220  
www.lisapalmes.de  
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von



Lisa Palmes  
Polonistin. Übersetzerin für Polnisch

**buch|bund**  
Deutsch | Polnische Buchhandlung

In Zusammenarbeit mit



Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY  
POLSKO-NIEMIECKIEJ  
STIFTUNG  
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE  
ZUSAMMENARBEIT



DIESE VERANSTALTUNG  
WURDE GEFÖRDERT  
VOM POLNISCHEN  
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



© POLAND

Medienpartner:

